

## Rezensionen

### **Andres, Brigitte: Alpine Wüstungen im Berner Oberland. Ein archäologischer Blick auf die historische Alpwirtschaft in der Region Oberhasli.**

364 S. Basel: Schweizerischer Burgenverein 2016.

Die Dissertation von Brigitte Andres ist als 42. Band der Publikationsreihe des *Schweizerischen Burgenvereins* erschienen. In der gleichen Reihe bilanzierten vor bald zwanzig Jahren Werner Meyer und weitere Autorinnen und Autoren unter dem Titel *Heidenhüttli. 25 Jahre archäologische Wüstungsforschung in der Schweiz*. Viele Quadratkilometer Alpweiden sind seither nach baulichen Überresten abgesucht worden. Eines dieser Projekte ist die von Andres ausgewertete Prospektion in der Region Oberhasli. Zwischen 2003 und 2006 hat der *Archäologische Dienst des Kantons Bern* das Gebiet des ehemaligen Amtsbezirks mehrfach begangen und systematisch nach Spuren der früheren alpwirtschaftlichen Nutzung untersucht. Insgesamt 350 Befunde sind gesichtet und dokumentiert worden. Grabungen, die eine zeitlich exakte Einordnung der Funde erlaubt hätten, wurden aus finanziellen Gründen allerdings keine durchgeführt.

Auslöser für das aufwendige Forschungsunterfangen waren Pläne der Tourismusbranche, die drei Skigebiete Hasliberg, Melchsee-Frutt und Titlis zusammenzuschliessen. Es wurde mit grossflächigen Landschaftseingriffen gerechnet, die archäologisch interessantes Material zerstört hätten. Das Projekt «Schneeparadies» ist allerdings unterdessen sistiert; zu gross waren sowohl der Widerstand dagegen als auch die Zweifel an seiner Rentabilität. Dafür können sich die Gemeinden Meiringen, Hasliberg, Schattenthalb, Guttannen und Innertkirchen nun an einem akribischen und übersichtlich präsentierten Inventar ihrer mittelalterlichen und vor allem neuzeitlichen alpwirtschaftlichen Infrastruktur erfreuen. Ein Zugang zu einem wichtigen Teil ihrer Geschichte ist damit geöffnet.

Das reich bebilderte Buch dokumentiert die archäologischen Arbeiten (der Katalog der Befunde umfasst mehr als ein Drittel des Volumens), vergleicht deren Resultate mit Ergebnissen der bisherigen alpinen Wüstungsforschung und setzt sie in Bezug zu schriftlichen Quellen über die Alpwirtschaft im Oberhasli. Welche Hinweise geben Gebäudegrundrisse, Weganlagen oder Mauerüberreste auf die Wirtschaftsweise auf abgelegenen und weitläufigen Alpweiden? Wie hat sich die Nutzung dieser Flächen entwickelt? Inwiefern ergänzen oder widersprechen sich bauliche Überreste und Archivmaterial wie Rechtsquellen, Reiseberichte oder topographische Beschreibungen? Mit diesen Fragen befasst sich Brigitte Andres und gewährt historisch interessierten, aber archäologisch unbewanderten Leserinnen und Lesern Einblicke in die Arbeitsweise ihrer Disziplin. So wird beispielsweise deutlich, weshalb Form und Ausdehnung eines

Gebäudegrundrisse für die Interpretation von grossem Belang sind. Solche technische Details sind Ausdruck spezifischer Nutzungen und geben beispielsweise Auskunft über die Art der Milchverarbeitung (Produktion von Vollfettkäse oder Butter) oder der Viehwirtschaft (gesömmerte Tiergattungen).

Oder dann ist da das interessante Resultat, dass in der Untersuchungsregion kaum Pferche gefunden wurden, während sie in anderen Regionen relativ häufig anzutreffen sind. Ist dies nun ein Indiz für eine geringe Bedeutung der Schafhaltung, weil Pferche bei dieser Tiergattung als Nachtschutz vor Wildtieren oder – in einer kollektiv organisierten Sömmerng – bei der Alpabfahrt zum Scheiden der Herden auf die einzelnen Besitzer gebraucht wurden? Brigitte Andres tendiert angesichts der vielen Hinweise auf eine dominante Milchwirtschaft zur Bejahung dieser Frage, bringt aber zusätzlich den Aspekt Baumaterial in die Diskussion ein. Ist es nicht auch möglich, dass mobile Pferche aus Holz verwendet wurden, die nicht erhalten geblieben sind? Archäologie, so wird einem an dieser Stelle bewusst, ist bisweilen noch ausgeprägter eine Indizienwissenschaft als Geschichte. Und: Alpwirtschaftliche Tätigkeiten gestalten zwar Kulturlandschaften, sind aber als historische Praxis nur sehr schwer zu fassen. Noch hypothetischer wird das wissenschaftliche Terrain, wenn versucht wird, Entwicklungen nachzuzeichnen.

In der Kombination von archivalischem und archäologischem Material zeigt sich Oberhasli aber doch recht eindeutig als alpwirtschaftliche Region, in der spätestens seit dem Hochmittelalter eine auf Hartkäseproduktion (Sbrinz) ausgerichtete Alpwirtschaft betrieben wurde. Die Lage an einer der Transitrouten zwischen den norditalienischen Städten und dem schweizerischen Alpenumland begünstigte den Absatz der regionalen Produkte. Im Gegensatz zum westlichen Berner Oberland waren die Alpen im Oberhasli mehrheitlich in kollektivem Eigentum. Inwiefern auch die Bewirtschaftung genossenschaftlich organisiert war, bleibt offen.

Am Aspekt der sozialen Organisation wird denn aber auch eine etwas eingeschränkte archäologische Sicht auf das Phänomen Alpwirtschaft deutlich. Brigitte Andres diskutiert eingehend die technischen Aspekte der alpwirtschaftlichen Tätigkeiten, Fragen zu sozialen oder politischen Strukturen bleiben hingegen weitgehend aussen vor. Dabei wird man den Eindruck nicht los, dass gerade diese Themen bei der Interpretation der Funde hilfreich sein könnten, und sei es lediglich, dass sie dazu anregen, Hypothesen zu formulieren. Insofern wäre es auch interessant gewesen, die Untersuchungsregion nach lokalen Mustern in der Alpinfrastruktur zu befragen. Lassen sich beispielsweise zwischen den Tälern unterschiedliche Ausprägungen von Bewirtschaftung erkennen, die mit den Strukturen in den jeweiligen Dauersiedlungen in Zusammenhang standen? Hier wäre, wie die Autorin an einer Stelle selber anfügt, der Einbezug eines Historikers

oder einer Historikerin hilfreich, um das Potenzial des schriftlichen Materials besser auszuschöpfen und damit den Wüstungen noch einige weitere Informationen oder zumindest Indizien zu entlocken.

*Rahel Wunderli, Möriken*

### **Bentz, Sebastian: Mehr Platz für weniger Tiere! Geschichte des Tierparks Bern.**

228 S. Bern: Haupt 2016.

Sechs Einleitungen bringen uns ein Buch näher, das durchaus Aufmerksamkeit verdient. Die aussergewöhnliche Häufung von Einleitungen ist ein Tribut an Partner und Gönner des Tierparks. Der Hauptteil des Buches, verfasst von Sebastian Bentz, beginnt mit der Haltung von Bären in Bern seit dem Mittelalter und zeichnet die Geschichte der Tierhaltung bis zur Errichtung des Hirschenparks in der Engehalde 1876 nach. Bereits 1883 begannen die Diskussionen um einen neuen Standort für die dort gehaltenen Tiere, die mit der Eröffnung des Dählhölzlis 1937 endeten. Bis dahin war es ein langer Weg. 1918 kaufte die Stadt die Elfenau, was Diskussionen um einen Zoo an dieser Lage auslöste. Die 1924 gegründete Tierparkgesellschaft sowie der Gemeinderat setzten sich für einen Zoo in der Elfenau ein. Dagegen opponierten Naturschützer und der Heimatschutz mit dem Argument, die Landschaft der Elfenau müsse als Naturschutzgebiet erhalten bleiben. Die Lösung bestand darin, dass sich die Burgergemeinde bereit erklärte, im Dählhölzli Land zur Verfügung zu stellen. 1937 konnte der Tierpark eröffnet werden. Der Bärengraben gehörte von nun an ebenfalls in dessen Zuständigkeit. Zentrales Kriterium für die Schilderung der weiteren Entwicklung ist für den Autor die Abfolge der einzelnen Tierparkdirektorinnen und -direktoren. Entsprechend stellt er deren Anliegen und Probleme in den Mittelpunkt der Erzählung. So entsteht eine ausführliche Chronik mit Quellenzitaten, gewürzt mit vielen Anekdoten. Sie beginnt mit der Schilderung der Anfangsschwierigkeiten beim Aufbau des Betriebs. Der Zweite Weltkrieg verhinderte notwendige Verbesserungen, und die Futterbeschaffung machte Mühe. 1944 wurde mit der neuen Leiterin des Dählhölzlis, Monika Meyer-Holzapfel, die weltweit erste Frau Direktorin eines Tierparks. Sie war Zoologin, sprach drei Landes-sprachen und wurde deshalb in der ganzen Schweiz eine beliebte Vortragsrednerin. Nach dem Krieg konnte sie die zurückgestellten Ausbauten und Verbesserungen realisieren. Zu Beginn der 1960er-Jahre entwickelte der Tierparkverein einen auf dreissig Jahre angelegten Ausbauplan. In der Folge fanden in den nächsten Jahrzehnten viele Aus- und Neubauten statt. Meyer-Holzapfel genoss international einen guten Ruf und machte aus dem Dählhölzli einen anerkannten Vorzeigezoo, aber auch eine Pflegestation

für verletzte und kranke Wildtiere. 1969 ging sie in Pension. Ihr Nachfolger Hannes Sägesser realisierte einen grossen Teil der Ausbauten, die in der langfristigen Planung vorgesehen waren. 1975 konnten der umgestaltete Bärengraben und neue Stallungen eröffnet werden, und Mitte der Achtzigerjahre wurde das Vivarium im Dählhölzli neu gebaut. In seiner Zeit gelangen auch Zuchterfolge bei unterschiedlichsten Tierarten. Er liess ausserhalb des Vivariums fast alle exotischen Tiere durch europäische ersetzen. 1984 gründete das Dählhölzli die erste Stelle für Tierpädagogik in der Schweiz. Sie hat zum Ziel, Verständnis für die Tiere und deren Umwelt zu wecken. 1991 wurde Max Müller Tierparkdirektor. Ihm war die 1995 erfolgte Einrichtung des Kinderzoos zu verdanken. Ebenfalls seit 1995 haben Freunde des Dählhölzlis die Möglichkeit, Tierpatenschaften zu übernehmen. Ein Jahr später durften sich die Bären über einen in ihrem Interesse umgebauten Graben freuen. Unter anderem bekamen sie durch die Entfernung der Trennmauer in der Mitte des Grabens mehr Spielraum. Müller führte die Konzentration auf europäische Tierarten weiter. Seit 1997 ist Bernd Schildger neuer Tierparkdirektor. Sein Konzept ist «Mehr Platz für weniger Tiere» und, wie schon bei seinem Vorgänger, eine Konzentration auf europäische Tiere. Er erreichte eine Vergrösserung des Tierparks um 1,5 Hektaren. Die Überschwemmungen von 1999 und 2005 hatten grosse Schäden und Anpassungen an den Anlagen zur Folge. In Schildgers Amtszeit fallen auch die Errichtung des Bärenparks und 2003 die Eröffnung der grössten Seehundanlage Europas. Weitere Meilensteine waren die neue Bärenanlage mit «Mischa» und «Mascha», neue Anlagen für Papageientaucher, Eisfüchse, Wölfe und für Quarantäne sowie 2012 die Sanierung des Vivariums mit einem neuen Riffaquarium.

Im Anschluss an die Geschichte der Institution skizziert Bernd Schildger einige der zentralen Ideen für die Zukunft: Die Menschen sollen für den Verlust an Lebensräumen und an Tieren sensibilisiert werden und die Verbesserung der Lebensqualität für die Tiere soll ihnen zu naturnahen Erlebnissen verhelfen. Auch er betont, wie schon Sebastian Bentz in seiner Einleitung, die demokratische Legitimation des Tierparks, für dessen Weiterentwicklung im Mai 2014 neunzig Prozent der Stimmberechtigten mit «Ja» stimmten.

Den Abschluss des Bandes machen vier anregende «Blicke über den Tellerrand» in Form von Kurzartikeln. Die Beiträge mit Gedanken zum Verhältnis unserer Gesellschaft zu den Tieren, zur Zukunft der Institution «Zoo», zur Haltung von Wildtieren im Zirkus und zu den Aufgaben der Wildstation Landshut ergänzen die Geschichte des Dählhölzlis. Der ganze Band ist schön und aussagekräftig bebildert. Ein Anhang bietet Kurzbiografien der Tierparkdirektorinnen und -direktoren sowie eine kurze chronikalische Übersicht.

Der ganze Band ist eine Fundgrube an Informationen zur Entwicklung des Dählhölzlis und als Arbeitsgrundlage in Zukunft wohl unverzichtbar. Für die Zeit vor Bernd

Schilder gibt es leider verhältnismässig wenige Angaben zu den Konzepten der einzelnen Direktoren. Eine bessere Verknüpfung der Ereignisse mit deren Konzepten wäre hilfreich gewesen. Zudem enthalten die Einleitungen und der Schlussabschnitt Doppelspurigkeiten zur demokratischen Legitimation des Tierparks und zum Sinn und Zweck von Zoos. Aber das sind Details, die den positiven Gesamteindruck des Buches nicht schmälern.

*Philipp Stämpfli, Bern*

### **Burgerbibliothek Bern (Hrsg.): Carl Durheim. Wie die Fotografie nach Bern kam.**

104 S. Passepartout 7. Bern: Stämpfli 2016.

«Ist die Fotografie vielleicht nicht in Frankreich, sondern in Bern erfunden worden?» Diese Frage wird im Buch *Carl Durheim. Wie die Fotografie nach Bern kam* aufgeworfen. Und wie der Buchtitel ahnen lässt, nicht abschliessend beantwortet. Sonst würde der Titel wohl «Wie die Fotografie von Bern in die Welt kam» – oder ähnlich – lauten.

Doch spannend ist die These allemal. Nicht der geschäftstüchtige Franzose und Theatermaler Louis Jacques Mandé Daguerre soll erste Abzüge von Bildern erstellt haben, sondern sein Bekannter, der Medizinprofessor Andreas-Friedrich Gerber aus Bern. Dieser beanspruchte für sich, 1836, also drei Jahre vor Daguerre, Bilder von mikroskopischen Gegenständen durch ein Sonnenmikroskop auf Chromsilberpapier abgezogen zu haben. Im Gegensatz zu Daguerre soll er sogar Kopien der Abzüge gemacht haben.

Gerber selber beanspruchte die Erfindung im Schweizer *Beobachter* für sich – und da er mit Daguerre persönlich verkehrte, bezichtigte er diesen auch, ihm die Erfindung gestohlen zu haben. Allein: Das Beweismaterial, die ersten Bilder Gerbers, sind nicht erhalten.

Dies ist nur eine der vielen Geschichten, die im Buch erzählt werden, so auch im Hauptteil des Buches, bei den Fotografien und Porträts: Sie handeln von Menschen aus einer anderen Zeit und regen zu Fragen und zum Fantasieren an. Warum lässt sich der Kavalleriehauptmann und Burgerrat Carl Wäber mit seinem zotteligen Hund fotografieren – und wie hat er es geschafft, dass dieser die benötigte halbe Minute unbeweglich sitzen bleibt? Warum machen alle so ernste Gesichter, ausser das lächelnde «Fräulein Rappold»? Was bewegt Eltern, ihr verstorbenes Mädchen fotografieren zu lassen? Der junge Mann in Turnerpose hat etwas selfiehaft Komisches. Warum präsentiert er sich gerade so für seine Visitenkarte?

Ganze 90 Fotopioniere gab es in Bern. Viele davon waren auf Wanderschaft, zogen immer wieder auf das Land oder in die Berge, auf der Suche nach Kundschaft oder ge-

eigneten Sujets. Carl Durheim (1810–1890) war da eine Ausnahme, eine Konstante; er arbeitete immer in Bern. Den Beruf des Lithografen erlernte er in Paris. Dank guter Geschäftsbeziehungen aufgrund seiner burgerlichen Herkunft und dank seiner gewissenhaften Arbeit führte er erfolgreich ein Lithografie-Atelier in Bern. Die Einkünfte erlaubten es ihm, sich nebenbei der Daguerreotypie und später der Fotografie zu widmen. Er wird im Buch eher als Handwerker und Geschäftsmann denn als Künstler bezeichnet. Die Porträtsammlung ist aber durch die Verschiedenartigkeit der Bilder und deren sorgfältige Bearbeitung sehr ausdrucksstark – und geheimnisvoll. Die Fotografie als Verbündete des Todes, so wird im Buch sinniert, das Bild, das Lebendiges verewigt und es damit Vergangenheit werden lässt. Es verschwindet auf den Aufnahmen alles, was sich bewegt. Berns Gassen scheinen verlassen, da die Passantinnen und Passanten in Bewegung der Belichtung nicht standhalten. Nur wer lange schwatzt oder sich die Schuhe putzen lässt, erscheint auf den Bildern.

Zu manchen Bildergeschichten möchte man mehr hören, beispielsweise zum Leben der vereinzelt Fotografinnen. Wer war Rosalie Tschiffeli? Warum fotografierte Marie Borle-Wüthrich die Kavallerie-Rekrutenschule samt Schmid mit Zange, samt Koch mit Löffel, und warum den Tränkeimer der Pferde?

Viele Rätsel bleiben. Wohl auch dieses: Carl Durheim soll die einzige Daguerreotypie, also das einzige Lichtbild von Albert Bitzios, also Jeremias Gotthelf, gemacht haben. Dieses Bild ist im Besitz des Thuner Sammlers und Papeteristen Markus Krebsler. Experten können sich durchaus vorstellen, dass es sich wirklich um Gotthelf handelt, denn Habitus und Physiognomie seien durchaus ähnlich. Schön wäre es gewesen, über diesem Bild im Buch brüten zu können. Auch diese Geschichte bleibt stehen wie die Menschen auf den Bildern.

Nur eines lässt sich mit Sicherheit sagen: Der Ausspruch des Franzosen Paul Delaroché beim Anblick der ersten Daguerreotypie «Ab heute ist die Malerei tot», der stimmte nicht.

*Karoline Arn, Münchenbuchsee*

### **Hamburger, Jeffrey F.; Palmer, Nigel F.: The prayer book of Ursula Begerin.**

2 Bde., 676/203 S. Dietikon-Zürich: Urs Graf Verlag 2015.

Die Bürgerbibliothek Bern bewahrt unter der Signatur Codex 801 ein deutschsprachiges, handgeschriebenes und farbig illustriertes Andachtsbuch des Mittelalters. Es wird als Gebetbuch der Ursula Begerin aus Strassburg bezeichnet und ist der Forschung unter diesem Titel geläufig. Zwei bekannte Forscher aus dem englischen Sprachgebiet, Jeffrey

F. Hamburger, Kunsthistoriker (Harvard University, Cambridge MA), und Nigel F. Palmer, Germanist (Universität Oxford, GB), haben sich in jahrelanger Arbeit des Gebetbuches angenommen und hier die Ergebnisse ihrer Forschungen in gediegener Form veröffentlicht.

Es handelt sich um eine schlichte Papierhandschrift in Oktavformat, die über 200 kolorierte Federzeichnungen enthält. Die besondere Bedeutung dieses Gebetbuches liegt darin, dass seine Herstellung bis zur heute überlieferten Form mehr als hundert Jahre, vom letzten Drittel des vierzehnten bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, gedauert hat. Die im Gebetbuch erwähnte, mit Namen bekannte Besitzerin Ursula Begerin wird mit einer Nonne im Konvent der Reuerinnen zu St. Magdalena in Strassburg identifiziert, deren Todesdatum (31. August 1531) im Nekrolog des Konvents erwähnt ist. Sie hat der Familie Beger, einem lokalen Adelsgeschlecht, angehört. Vermutlich lag die Handschrift nachher jahrhundertlang in jenem Strassburger Kloster und kam von dort in den napoleonischen Kriegen nach Bern in die generationenalte Bibliothek der Familie Von Mülinen und wurde mit dieser 1951 in die Bürgerbibliothek Bern übernommen.

Die vorliegende Publikation umfasst im ersten Band den Kommentar der beiden Herausgeber sowie den Restaurierungsbericht von Ulrike Bürger; der schlankere zweite Band gibt die vollständige Reproduktion des ganzen Codex in Originalgrösse und farbig wieder, mitsamt der kritischen Edition. Den Schluss bilden Bibliografie und die Indices.

Grundlegend für alle inhaltlichen Forschungen sind die materiellen Gegebenheiten. Die Restauratorin Ulrike Bürger (Bern) berichtet über die Restaurierungsarbeiten der Jahre 1998 bis 2006 und beschreibt das Materielle, das Papier und die Lagen, dokumentiert die Wasserzeichen-Reste der verschiedenen Herstellungsepochen und die Maltechnik. Daraus ergibt sich, dass der älteste Teil eine Bilderbibel war. Sie umfasste elf Sexternionen, also zu sechst gefaltete Doppelblätter in Sedezformat italienischen Papiers. Die Herstellung des ersten Stadiums wird von Hamburger aus kunsthistorischen Überlegungen auf die Zeit um 1380/1410 datiert. Bei der Herstellung des blind verzierten Einbandes, um 1494, sind ältere Randbemerkungen dem Beschnitt zum Opfer gefallen. Nach erfolgter Restaurierung ist der Codex nun in einen Konservierungseinband gebunden, und alle Teile des Vorgängerbandes werden usanzgemäss aufbewahrt.

Im 14. Jahrhundert als Bilderbibel konzipiert und hergestellt, wurde das Buch im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts zu einem Gebetbuch umgebaut. Der alte Einband wurde entfernt. Auf bisher leer verbliebenen Verso-Seiten der Federzeichnungen und auf eingeschobenen Papierblättern (mit Wasserzeichen oberrheinischen Gebiets um

1470/1472) wurden über 160 mittelhochdeutsche Gebetstexte beigefügt. Die Schreiberhände (A bis F) werden paläografisch sorgfältig beschrieben, auch wenn ihnen bisher keine anderen Texte zuerkannt werden können. Als Empfängerin des nun als illustriertes Gebetbuch zu bezeichnenden Codex ist eine Nonne des Reuerinnenklosters St. Magdalena in Strassburg anzunehmen, Vorgängerin der Ursula Begerin.

Genauestens nimmt sich der Germanist Palmer dem Mittelhochdeutsch der Gebetstexte an und macht aus sprachlichen Gründen die Entstehung in Strassburg plausibel. Er identifiziert und katalogisiert alle enthaltenen Gebetstexte mit Nachweis der handschriftlichen Überlieferung und der Editionen. Die mittelhochdeutschen Gebete sind transkribiert und zusätzlich ins Englische übersetzt. Dadurch macht Palmer diese Texte deutschsprachiger Frauenmystik einem neuen Forschungskreis leichter zugänglich.

Jeffrey Hamburger behandelt das ursprüngliche Bilderbuch mit seinen über 200 Bildern. Nach Verlust von allenfalls einst voranstehenden Bildern zur Schöpfung führt der Zyklus von Engelsturz und Sündenfall über Ereignisse des Alten Testaments zum Marienleben und zur ausführlichen Lebensgeschichte des Jesus von Nazareth bis zu Auffahrt und Pfingsten und schliesst mit einer Reihe von 70 Heiligenbildern. Zweck der Bilder ist nicht nur die Belehrung von des Lesens Unkundigen, sondern Anleitung zur Meditation religiös gesinnter Frauen des 14. Jahrhunderts. Schöpfer der kolorierten Federzeichnungen ist eine Künstlerpersönlichkeit, die Hamburger als Begerin Master (Meister der Ursula Begerin) bezeichnet, was zwar für diese Handschrift zutrifft, doch aus chronologischen Gründen nur mit entsprechender Reserve zu akzeptieren ist.

Auch das zweite Kapitel aus der Feder von Hamburger, der ikonografische Kommentar, ist reichhaltig illustriert. Die elsässische Herkunft wird plausibel gemacht mit dem Vergleich von Codices elsässischen und oberrheinischen Ursprungs in anderen Bibliotheken. 460 Abbildungen von Altar- und anderen Tafelbildern werden zum Vergleich beigezogen. Dadurch ergibt sich ein ikonografisches Nachschlagewerk zur christlichen Kunst des Mittelalters. Aus der einstigen Bilderbibel wohl einer Frau von Stand wurde hundert Jahre später eine illustrierte Gebetssammlung, die im 16. Jahrhundert in die Hand der Nonne Ursula Begerin kam und zusammen mit ihrem Namen bis zu uns überliefert ist. Ein in vieler Hinsicht exzeptioneller Codex ist hier in einer Tiefe erforscht, die allen an der Erforschung Beteiligten alle Ehre macht.

*Martin Germann, Zürich*



**Krämer, Daniel: «Menschen grasten nun mit dem Vieh».  
Die letzte grosse Hungerkrise der Schweiz 1816/17.**

527 S. Basel: Schwabe 2015 (Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte WSU, Bd. 4).

In den Jahren 1816/17 erlebte die Schweiz, insbesondere die Ostschweiz, ihre letzte grosse Hungerkatastrophe. Die unmittelbare Ursache war der Ausbruch des Vulkans Tambora im Süden des indonesischen Archipels im April 1815, die heftigste Eruption eines Vulkans seit Jahrtausenden. Eine Aschenwolke überzog anschliessend die nördliche Hemisphäre, behinderte die Sonneneinstrahlung und verursachte 1816, im «Jahr ohne Sommer», grossräumige Missernten. Allerdings waren dieser Vulkanausbruch und die Missernten in seinem Gefolge bei Weitem nicht die einzigen Ursachen der Hungerkatastrophe. Daniel Krämer legt dies in seiner Berner Dissertation dar, einer sehr umfassenden, theoretisch breit unterlegten Analyse der Hungerkrise von 1816/17 in der Schweiz.

In einem Prolog gibt der Autor, indem er Augenzeugen zu Wort kommen lässt, ein eindrückliches Bild der gewaltigen Vulkankatastrophe, die den Tambora von 4300 auf 2850 Meter schrumpfen liess und die in dessen Region über 100000 Menschenleben forderte. Das darauf folgende ausführliche Einleitungskapitel referiert den Forschungsstand zur Geschichte des Hungers im Allgemeinen und zur Hungerkrise 1816/17 im Besonderen, formuliert die Fragestellung, klärt die unterschiedlichen Begriffe und Definitionen zur Frage des Hungers und gibt einen Überblick über die verwendeten Quellen.

Das zweite Kapitel befasst sich, nach einem Plädoyer für die theoriegeleitete Forschung, sehr ausführlich mit den theoretischen Ansätzen zur Hungerforschung von der Bevölkerungstheorie des Robert Malthus aus dem frühen 19. Jahrhundert über die «moralische Ökonomie» Edward P. Thompsons bis zu entwicklungsökonomischen Ansätzen von Mohiuddin Alamgir und Amartya Sen. Wohl wissend, dass Hunger als Phänomen zu komplex ist, als dass er in einer universellen Theorie gefasst werden könnte, versucht Krämer am Schluss dieses Kapitels, die vorgestellten Überlegungen zu einem «Modell zur konzeptionellen Struktur des Hungers» zu verschmelzen, in welchem die verschiedensten Faktoren Berücksichtigung finden. Das dritte Kapitel widmet sich vorerst der methodischen Einbettung der Thematik in die Entwicklung der historischen Klimaforschung. Ausführlich geht der Autor danach dem Konzept der Verletzlichkeit von sozialen Systemen nach, in welchem ein breites Spektrum von naturgegebenen und sozioökonomischen Faktoren gebündelt ist.

Nach diesen weitausholenden theoretischen Erörterungen geht das Kapitel 4 auf den einschneidenden Wandel in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft der Schweiz im

frühen 19. Jahrhundert ein. Die Verletzlichkeit der Gesellschaft in den Jahren 1816 und 1817 war erhöht durch die Auswirkungen der europäischen Kriege auf die Schweiz und auf politischer Ebene durch die Zerstrittenheit und Handlungsunfähigkeit der Kantone. Zudem hatte die über Jahrzehnte intensivierte heimindustrielle Struktur vor allem in den Regionen der Ostschweiz die Bevölkerung zunehmend dem Risiko des Marktes ausgesetzt. In den folgenden beiden Kapiteln setzt sich der Autor mit der Frage der Messbarkeit des Hungers auseinander. Hunger lasse sich nicht messen, räumt er gleich zu Beginn ein. Er nähert sich jedoch dem Ausmass der Krise an, indem er die Entwicklung der Getreidepreise analysiert, demografische Indikatoren referiert, die Kriminalität als Hungerindikator thematisiert und anhand des Passregisters aus dem luzernischen Amt Entlebuch die mittleren Körpergrössen in den Hungerjahren untersucht. Als grossflächig abgestützten Indikator für die Verletzlichkeit der einzelnen Regionen erstellt er die Mangelernährungskarten für die Jahre 1817 und 1818, indem er die Kohorten (Geburtenjahrgänge) der Volkszählung von 1860 auf ihre Grössen hin analysiert und die Lücken feststellt, welche dabei die Krise jener Jahre hinterlassen hat. Dabei stellt er ein Ost-West-Gefälle fest, in welchem die protoindustriell geprägten Gebiete der Ostschweiz einen besonders hohen Grad an Verletzlichkeit aufwiesen.

Daniel Krämer legt mit seiner Arbeit zur Hungerkrise 1816/17 eine beeindruckend umfassende, theoretisch sehr breit abgestützte und ausserordentlich tief fundierte Annäherung an das Ausmass, die Qualität und die regional unterschiedliche Intensität dieser Krise vor. Er zeigt auf, in welcher komplexen Weise sich langfristige Entwicklungen und auslösende Momente wie die Missernten dieser Jahre zur Katastrophe kumulierten und dass statt einer monokausalen Erklärung eine Vielfalt von klimatischen, ökonomischen, politischen, sozialen und naturräumlichen Perspektiven in die Analyse einbezogen werden muss. Die Arbeit ist grundlegend für die weitere Erforschung von Hungerkrisen im Allgemeinen und jener von 1816/17 im Besonderen und überdies ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Schweiz im frühen 19. Jahrhundert.

*Fridolin Kurmann, Bremgarten (AG)*

**Piatti, Barbara: Von Casanova bis Churchill. Berühmte Reisende auf ihrem Weg durch die Schweiz.**

512 S. Baden: Hier und Jetzt 2016.

Anthologien mit Auszügen von Reiseberichten über die Schweiz erscheinen periodisch, immer dann, wenn jemand das Gefühl hat, die Zeit sei wieder einmal reif für eine solche Publikation. Ihre Vorgänger sind inzwischen vergriffen oder vergessen gegangen, oder man findet, sie vermittelten ein überholtes Bild der Schweiz. Das heisst auch,

solche Anthologien sagen ebenso viel über ihre Gegenwart aus wie über die Zeiten, die darin zur Sprache kommen. Das ist das eigentlich Interessante daran. Denn die, freilich grosse, Auswahl an Reisenden, die einander auf den immer mehr ausgetretenen Pfaden durch das Land folgten, und an Textausschnitten bleibt sich mehr oder weniger gleich.

Das gilt auch für die neuste Anthologie von Barbara Piatti, allerdings nur zum Teil. Denn sie präsentiert unter anderem Ausschnitte aus weniger bekannten Texten. Sie stammen etwa von der unerschrockenen Alpinistin Elizabeth Main, deren Bergfotografien dem internationalen Publikum völlig neue Perspektiven der Alpen eröffneten, weil sie erstmals sozusagen auf Augenhöhe mit den Gipfeln aufgenommen worden waren; von der Amerikanerin Elizabeth Robins Pennell und ihrem Gatten Joseph, die sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit ihren Radtouren durch ganz Europa und eben auch mit einer über die Alpen einen Namen machten; und von John Muir, einem Avantgardisten des Naturschutzes und Weltreisenden, dem es die Schweiz im Speziellen angetan hatte, weil er glaubte, dass ihre Form des Tourismus geeignet sei, die der Natur entfremdeten Menschen zu den Werten des einfachen Lebens zurückzuführen. Die Texte dieser Autoren und Autorinnen sind erstmals für diese Publikation ins Deutsche übersetzt worden. Ausserdem präsentiert Piatti Wiederentdeckungen von in Vergessenheit geratenen Texten, etwa die witzige Beschreibung der Werbeautofahrt von Berlin nach Neapel und zurück von Otto Julius Bierbaum.

Daneben trifft man auf die alten Bekannten: Von Casanova im Zürcher Hotel Schwert über die Shelleys und Byron am Genfersee, Tolstoi in Luzern bis hin zu Kafka und Brod, die die Schweiz sozusagen schwimmend kennenlernen wollten. Es gibt Autoren, die sich in diesem Buch von einer völlig anderen Seite zeigen als in den Texten, für die sie später berühmt geworden sind, etwa Walter Benjamin, der schon als Knabe mit seinen Eltern in die alpine Sommerfrische aufbrach und davon Texte hinterliess, die nie an den späteren Melancholiker erinnern würden, aber zeigen, dass schon der Halbwüchsige ein begabter Schreiber war.

Bei Piatti kommt ein Weiteres dazu: Angesichts des von ihr mitentwickelten Ansatzes einer Literaturgeografie liegt es nahe, dass sie sich mit Reiseberichten befasst, zumal solchen über die Schweiz, hat sie doch bereits in ihrer Dissertation zum Thema darauf hingewiesen, dass speziell die Innerschweiz als europäischer Transitraum und Gebirgslandschaft in einem literarischen Modellregion par excellence sei. Sichtlich fasziniert zeigt sie sich daher von literarischen Begegnungen, die in der Zeit nie, wohl aber im Raum stattgefunden haben. Was solche Hinweise aber für das Verständnis der einzelnen Texte bringen, bleibt ungeklärt.

Viel interessanter und erhellender sind die Einleitungen, die Piatti den Ausschnitten der Reisetexte voranstellt. Hier zeigt sie sich als Schreiberin, die dem von ihr an-

visierten breiten Publikum mit Lockerheit und Nonchalance die ausgewählten Autoren und Autorinnen vorstellt. Bewusst wählt sie eine aktuelle Sprache, wo dann etwa im Zusammenhang mit Rousseau vom Stalking seiner Fans die Rede ist. Auch wenn das Wort bzw. Verhalten damals nicht existierte, kamen die Formen der Verehrung, die dem Philosophen von einem Teil des Publikums eben im Übermass entgegengebracht wurden, dem in der Tat doch sehr nahe. Sie erläutert die Gründe, die die Reisenden in die Schweiz geführt hatten, erklärt den Verlauf der Reise und auch die Bedeutung, die diese für das spätere Leben und auch für das Werk der jeweiligen Personen hatte. Es gelingt ihr, den Leserinnen und Lesern Texte zu vermitteln, die nicht mehr unmittelbar verständlich sind und bei denen es gezielter Informationen bedarf, um einen Lesegenuss zu ermöglichen. Nicht immer freilich ist das Ergebnis gleich gut, vermag sie doch – und will es vermutlich auch gar nicht – ihre persönlichen Vorlieben kaum zu verbergen, und insbesondere die grossen Liebesdramen, die sich in den Kulissen der Alpenwelt abspielen, scheinen ihre Kreativität zu befeuern. Doch Subjektivität kann einer Anthologie schwerlich zum Vorwurf gereichen, im Gegenteil, Anthologien tragen immer den Stempel ihrer Herausgeberschaft. Zu erwähnen ist auch die konzise Struktur des Buches, in der jeder Text von einer Illustration – wenn möglich vom jeweiligen Autor selbst –, besagter Einleitung sowie einem Porträt begleitet wird, was bewirkt, dass trotz grosser Disparität der Textformen der Band nicht zerfällt.

Doch wie steht es nun mit dem eingangs erwähnten Bild der Schweiz in dieser neuen Textsammlung? Welcher Schweiz begegnet man darin? Es ist einmal die altbekannte Schweiz der spektakulären Naturszenarien und die Sportarena, der sprichwörtliche alpine «playground», jene des Strebens nach Freiheit – Stichworte dazu sind Rütli, Tell und Hohle Gasse –, des ländlichen Brauchtums, der technischen Wunderwerke und bei den Männern der hübschen Demosellen, aber auch jene der verbreiteten Armut, der unverschämten Preise und unfreundlichen Leute mit ihrer unverständlichen Sprache. Bei Piatti begegnet man aber nicht mehr nur dieser sich selbst genügenden Schweiz, sondern auch einem Land, dessen internationale, politische und wirtschaftliche Verflechtungen sich vermehrt in den Schilderungen der Reisenden beziehungsweise in den sie erläuternden Texten niederschlagen. Die kritische Sicht auf die Urschweiz des jungen Friedrich Engels etwa dürfte hierzulande noch kaum zur Kenntnis genommen worden sein. Die Beschreibung Anderl Heckmairs von seiner Eigernordwand-Erstbesteigung, die von den Nazis als Triumph des Deutschtums ausgeschlachtet wurde, oder Leni Riefenstahls Erinnerungen an die Dreharbeiten von Arnold Fancks Film *Die weisse Hölle von Piz Palü* kontrastieren vielsagend mit den Schilderungen aus der Familie Churchill, die 1946 ihre Ferien am Genfersee verbrachte, auf Einladung schweizerischer Grosskonzerne, die in England dem nach dem Zweiten Weltkrieg ramponierten Ruf der

Schweiz und ihrer Industrie wieder aufhelfen wollten. Solche Texte bzw. Textkombinationen vermitteln zwar keine neuen Fakten, wohl aber neue, in derartigen Anthologien bislang nicht zu findende Facetten der Fremdwahrnehmung des Reiselandes Schweiz.

*Andreas Bürgi, Zürich*

### **Schüpbach, Andrea: Gut gedruckt. Führende Köpfe der Maschinenfabrik WIFAG.**

112 S. Zürich: Verein für wirtschaftshistorische Studien, 2017  
(Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik, Bd. 108).

1904 gründeten Carl Winkler, Fritz Philipp Fallert und Otto Wagner in Bern eine Firma, die Maschinen für das grafische Gewerbe verkaufen und produzieren sollte. In drei Kapiteln, die den drei wichtigsten Figuren an der Spitze der Wifag gewidmet sind (Carl Winkler, Otto Wirz und Ursula Wirz), rollt die Historikerin Andrea Schüpbach die Geschichte der Firma auf.

Carl Winkler (1877–1954) war 1899 in die Bundesstadt gekommen, wo er eine Bernerin heiratete und sich vorerst als Velo- und Nähmaschinenhändler betätigte. Sein Interesse galt jedoch den Druckmaschinen, die er ab 1904 entwarf. Fritz Fallert zog von Heidelberg nach Bern und übernahm die Buchhaltung der Firma. Der Berner Otto Wagner steuerte Kapital für die Gründung bei. Die *Winkler, Fallert & Cie.* beschäftigte bereits 1906 gegen 30 Arbeiter und etablierte sich mit selber entwickelten Maschinen für den Zeitungsdruck auf dem Weltmarkt. Der erste grosse Auftrag war 1908 die Lieferung einer Spezialmaschine zum Heften und Adressieren einer illustrierten Zeitschrift nach Argentinien. 1912 errichtete die Firma ein Fabrikgebäude im Wylerfeld, das in den nächsten Jahrzehnten mehrmals ausgebaut wurde. Winkler war der Ideenlieferant für die Konstruktion neuer Maschinen, wie die Schnellpresse oder eine Maschine zum Giessen von Druckzylindern. Zum grossen Erfolg wurden die ab 1919 hergestellten Rotationsmaschinen, bei denen statt einer Druckplatte Zylinder verwendet wurden, um nicht einzelne Blätter, sondern Papierbahnen ab grossen Rollen zu bedrucken. Winkler war auch im Verkauf tätig, um die Produkte bei grossen Verlagen zu bewerben. Bereits in den ersten Jahrzehnten geriet die Firma mehrmals in schwierige Situationen, wenn der Verkauf stockte oder das Kapital zur Weiterentwicklung neuer Maschinen knapp wurde. 1919 wandelten Winkler und Fallert das Unternehmen mit zusätzlichen Kapitalgebern in eine Aktiengesellschaft um. 1924 und 1926 waren finanzielle Sanierungen nötig, damit die Firma überleben konnte. Aufgrund von Differenzen in der Geschäftsführung musste Winkler 1933 das Unternehmen verlassen; nun übernahmen

Vertreter von Banken die Leitung. Fallert und Wagner waren bereits 1920 aus der Firma ausgeschieden.

Der Notar Otto Wirz (1890–1976) hatte in den 1930er-Jahren die *Chocolat Tobler* sowie die *Spar- und Leihkasse Bern* mit einem Sanierungsplan aus finanziellen Notlagen gerettet. 1941 stieg er als Sanierer in die Leitung der Wifag ein und investierte grosse Summen eigenes Kapital. Damit wurde er zum Besitzer und modernisierte den Maschinenpark und die Betriebsorganisation. In dieser Zeit kam der Name Wifag für die Firma auf, der 1971 zur offiziellen Bezeichnung wurde. In den 1950er-Jahren verdoppelte sich die Zahl der Beschäftigten von rund 400 auf 800 Personen. Dies spiegelt den Erfolg unter der Leitung von Otto Wirz. Als er 1976 starb, hatte seine Tochter Ursula Wirz (1929–2007) im Unternehmen Fuss gefasst. Seit 1955 war sie als Juristin hier tätig und arbeitete sich allmählich bis in die Direktion hoch. Sie war immer bestrebt, die Wifag als unabhängiges und innovatives Berner Unternehmen weiterzuführen, dies trotz grosser internationaler Konkurrenz und der strukturellen Schwierigkeiten der Druckbranche, die sich mit der Verbreitung des Fernsehens ab den 1970er-Jahren und des Internets im 21. Jahrhundert ergaben. Als sie 2007 starb, hatte der Betrieb allerdings seit zehn Jahren im operativen Geschäft keine Gewinne mehr gemacht. 2009/10 musste deshalb der Verwaltungsrat mehrere hundert Angestellte entlassen und die Firma schliesslich verkaufen. Die Wifag-Geschichte war damit faktisch zu Ende. Seither fanden bloss noch einige Dutzend Personen für den Unterhalt von Wifag-Druckmaschinen eine Beschäftigung.

Andrea Schüpbach schliesst mit ihrer Publikation eine Lücke in der Wirtschaftsgeschichtsschreibung der Stadt Bern. Die Wifag gehörte zu den bedeutendsten Industriebetrieben in der Stadt im 20. Jahrhundert. Glücklicherweise ist das Firmenarchiv erhalten geblieben und wird in der Bürgerbibliothek aufbewahrt. Aufgrund dieser Unterlagen, einigen Interviews mit Schlüsselpersonen und der spärlichen Literatur gelingt Schüpbach eine gut lesbare Synthese der Firmengeschichte. Sie zeigt, wie die Leitung auf das wirtschaftliche Umfeld reagierte und welche technischen Entwicklungen zum Erfolg führten. In zwei Abschnitten beleuchtet sie zudem das Verhältnis zwischen Arbeiterschaft und Direktion, das sich aufgrund der Fabrikinspektoren-Berichte und der Dokumente aus dem Gewerkschaftsarchiv nachzeichnen lässt. Zudem erklärt sie in Kästen technische Begriffe und das Funktionieren der Maschinen. Leider befinden sich die Nachweise nur im Literaturverzeichnis im Anhang und nicht in Anmerkungen. Dieses kleine Manko ist jedoch nicht der Autorin anzulasten, sondern basiert auf der Konzeption der Publikationsreihe, in der diese Arbeit erschienen ist.

*Christian Lüthi, Bern*

## **Wortmann, Michael: Der Freie Mann Friedrich August Eschen (1776–1800).**

852 S. Borchers: Ch. Möllmann 2017.

«Nie doch, ihr Männer, entsagt der Bescheidenheit, glaubet es nimmer;  
Dass euch alles und jedes, sobald ihr begehrt, zu Gebot sey...»

Der Dichter und «Privaterzieher in der Gegend von Bern»,<sup>1</sup> Friedrich August Eschen, fiel am 7. August 1800 beim Aufstieg zum Buet (3096 m. ü. M.) in eine Gletscherspalte. Geboren am 7. Februar 1776, erreichte dieser Sohn der Holsteinischen Schweiz ein Alter von 24 Jahren. Mehr als zwei Jahrhunderte danach widmet Michael Wortmann dem aus Eutin stammenden Poeten und Pädagogen seine 852 Seiten starke Kieler Dissertation. Friedrich August Eschen wurde als Student in Jena Mitglied der von Johann Gottlieb Fichte ins Leben gerufenen literarischen Gesellschaft der Freien Männer. Der Vervollkommnung der Menschheit wollte Eschen zunächst als Hauslehrer im Bernbiet dienen. Am 18. Mai 1798 speiste er in Lenzburg «mit vier Franzosen, wovon zwey Officiere und wie die beyden anderen sehr feine gebildete Leute waren». Tags darauf erreichte er die Hauptstadt der Helvetischen Republik, Aarau, und traf einen alten Jenaer Bekannten, Johann Rudolf Steck, den Generalsekretär des helvetischen Direktoriums, dessen «liebenswürdige Weib ... die dreifarbigte Cokarde an meinem Hute» anbrachte. Eschen konnte seine Hauslehrerstelle bei der Familie Niklaus Rudolf von Wattenwyl nicht sofort antreten. Wattenwyl schrieb ihm vielmehr ab, lud ihn dann aber nach Muntelier ein und unterbreitete ihm ein zweites Angebot. Eschens Schilderung zeigt die sich gegen den Sommer 1798 wiederbelebende Stimmung im Patriziat: «Vorher, wie er mir nach Bern geschrieben habe, wäre sein Geist noch durch die Vorfälle in der Schweiz so niedergedrückt gewesen, dass er auch in der Zukunft noch mehreres bevorstehendes Unglück gesehen habe. Jezt aber kehre sein Muth und die Hofnung für die Zukunft wieder zurück, und er würde jezt gern alle anderen Rücksichten bey Seite sezen, wenn ich mich nur entschliessen könne, bey ihm zu bleiben, ...». (S. 659) Eschens Adresse war jetzt «Bürger Fr. Aug. Eschen – abzugeben bey dem Bürger v. Wattenwyl ... zu Montelier bey Murten». Der Hauslehrer nahm sich des neunjährigen Albert an, welcher ihm eine Mühe bereitete, die von den Eltern dankbar anerkannt wurde. Die zur Einschüchterung der Schweizer vor den Toren von Bern veranstalteten französischen «Kriegsmanöwres auf freiem Felde» (Gegend Papiermühlestrasse) besuchte Eschen mit Albert von Wattenwyl am 14. Juli und verfiel dem Zauber der französischen Disziplin, die «etwas freies» habe. Damit hatte der französische Oberbefehlshaber Balthasar von Schauenburg wohl wenigstens bei diesen beiden Zuschauern (Albert wird ja dem Präzeptor gefolgt sein) ein Ziel erreicht. Denn der Zweck aller Truppendispositionen des Sommers 1798 war, einerseits im Falle eines Krieges gegen Österreich bereit zu sein und andererseits

Schweizer, die den Kopf zu erheben wagten, «promptement à la raison»<sup>2</sup> zu bringen, wie ja dann in Nidwalden mit grösster Brutalität umgesetzt. Bei aller Faszination, die von den Franzosen ausging, war Eschen ein zu guter Beobachter, um die Zuspitzung der ersten Krise der Helvetischen Republik (eine Skizze ihres Ursprungs aus Eschens Hand findet sich im Anhang auf einer CD-ROM) nicht wahrzunehmen. Eine nicht vom Volk promulgierte Verfassung sollte nun durch eben dieses Volk beschworen werden. Der Eid enthielt, unter anderem, einen Angriff auf jede anders als durch das Ochs-La Harpe-Direktorium definierte Art von Freiheit: «Wir schwören, dem Vaterland zu dienen und der Sache der Freiheit und Gleichheit als gute und getreue Bürger mit aller Pünktlichkeit und allem Eifer, so wir vermögen, und mit einem gerechten Hass gegen die Anarchie und Zügellosigkeit anzuhängen.»<sup>3</sup> Der Wortlaut des Eides ist relevant, weil er die Voraussetzung dafür ist, Eschens Schilderung zu verstehen: «Selbst die Agenten in den Dörfern, welche doch die Aufgeklärtesten sind, verstehen nichts von den Worten der neuen Regierung, und deshalb las der hiesige Agent bey der Eydleistung dem zuhörenden Volke von Anarchie und Proculirung, statt Anarchie und Promulgirung, vor, und alle standen da, ohne Theilnahme und mit unzufriedenen und trüben Blicken. Die Unzufriedenheit unter den Landleuten ist allgemein, und es ist ein Glück für die neue Regierung und die neue Ordnung der Dinge, dass eine fränkische Armee im Lande ist.» (S.681) Litt der Lack des französischen Ansehens – und des Ansehens der helvetischen Behörden von Frankreichs Gnaden – ein wenig durch den Kontakt mit der Wirklichkeit, gewannen umgekehrt die «Berner Aristokraten», deren «freundlichen häuslichen Umgang, Bescheidenheit und gefälliges Benehmen gegen jeden Stand», wie Eschen lobt. Die Sympathie war gegenseitig: Am 17. November 1799 wurde «Eschen v. Eutin» in die bernische Lesegesellschaft aufgenommen und auch in der weiteren Gesellschaft behauptete sich der Holsteiner. Er orientierte sich neu und wurde Hauslehrer von Sohn und Tochter des Ehepaars Johann Rudolf und Elisabeth Sophie von Frischung von Rümli. Über alledem hatte er Zeit, *Horazens lyrische Gedichte* zu übersetzen und 1800 in Zürich von *Orell, Füssli und Compagnie* verlegen und drucken zu lassen. In dieser Horaz-Übersetzung lebt der Freie Mann Friedrich August Eschen weiter und nun auch in der gediegenen Biografie von Michael Wortmann, dem für eine wertvolle Sicht auf die ersten Jahre des helvetischen Bern hier gern Dank und Anerkennung gezollt sei.

*Jürg Stüssi-Lauterburg, Windisch*

<sup>1</sup> Hamberger, Georg Christoph: Achter Nachtrag zu der vierten Ausgabe des Gelehrten Teutschland. Lemgo 1805, 204.

<sup>2</sup> Brief Schauenburgs an Kriegsminister Schärer, datiert Bern, 11. Thermidor des Jahres 6 (29. Juli 1798), siehe Force d'occupation. Auvernier 2014, 63.

<sup>3</sup> Siehe zum Beispiel Stüssi-Lauterburg, Jürg et al. (Hrsg.): Mit Suworow in der Schweiz. Lenzburg 2013 (2. Aufl.), 87ff.